

**DIE FEUERTAUFE**

*Eduard von Keyserling*

# **DIE FEUERTAUFE**

*Eduard von Keyserling*

# **DIE FEUERTAUFE**

*Eduard von Keyserling*

# **DIE FEUERTAUFE**

*Eduard von Keyserling*

# **DIE FEUERTAUFE**

 *ngiyaw* eBooks


*Eduard von Keyserling*

# **DIE FEUERTAUFE**

*ngiyaw* eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

*ngiyaw* eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für *ngiyaw*  eBooks.  
Földvári u. 18, H – 5093 Vezseny

*Eduard von Keyserling*  
**DIE FEUERTAUFE**

**D**er Major, der Oberleutnant und ich hatten es uns in dem verlassenem Pfarrhause des halb zerstörten litauischen Dorfes gemütlich gemacht. Ein Abend der Ruhe, eine Nacht des Schlafes lag vor uns. Der Bursche hatte eine Gans erobert, die nebenan in der Küche gebraten wurde. Eine edle Schloßherrin der Nachbarschaft hatte uns Rotwein geschickt, echt französisches Traubenblut. Das Zimmer war warm. Das waren Genüsse, die voll auskosten werden sollten.

Den Tag über hatte es geschneit, jetzt stand der Mond am wolkenlosen Himmel. Die kleinen, grauen Häuser waren von weißen Schleiern überdeckt, die großen schwarzen Brandwunden in den Mauern wie von weißen Samtpolstern verstopft. Es lag die stille Festlichkeit über all diesem mondbeglänzten Weiß. Wir hatten unsere Stühle an den Ofen herangerückt, in dem ein großes Feuer brannte, die feuchten Scheite prasselten und erfüllten das Zimmer mit einem leichten Rauchgeruch. Der Major streckte die Füße von sich, seufzte tief vor Behagen auf und meinte: »So ist's gut, mehr braucht der Mensch nicht.« — »Nein, mehr braucht er nicht«, bestätigte der Oberleutnant und gähnte.

»Ja,« fuhr der Major fort, »doch eigentlich ein recht einfaches Wesen, so ein Mensch. Eine warme Stube, auch gutes Essen

und ein gutes Bett — und alles fällt von uns ab, wir sind ganz wunschlos, wollen nur dasitzen und vor uns hinschnurren wie die Katzen.«

»Daß man das kann,« wagte ich zu bemerken, »ist doch auch eine gute Einrichtung. Der Körper will doch auch sein Recht, mit der ewigen Seele plagen wir uns genug ab, die kann auch einmal zurücktreten.«

Keiner antwortete, und so schauten wir alle drei schweigend in die Flammen. Draußen wurde die Stille zuweilen durch einen harten Soldatenschritt, der über den Schnee knirschte, unterbrochen.

Ein einsamer Hund bellte klagend zum Mond auf. Nebenan in der Küche flüsterte der Bursche mit dem litauischen Mädchen, dessen nackte Füße wir über den Fußboden stapfen hörten. Zuweilen zischte die Gans auf, und da versetzte der Major: »Auch Musik, und nicht die schlechteste.« Endlich kam der Bursche und deckte unter unserer schweigenden Aufmerksamkeit den Tisch. Dann kam die Gans. Wir rückten unsere Stühle an den Tisch und gaben uns in andächtigem Schweigen der heiligen Arbeit des Essens hin. Der Oberleutnant war zuerst fertig, schob seinen Teller zurück und meinte: »Ein göttlicher Vogel.« — »Ja,« erwiderte der Major nachdenklich, »und ich glaube, die Gerüchte über seine Verstandeseigenschaften sind übertrieben. So gut zu schmecken ist auch Intelligenz.«

Der Bursche brachte den Rotwein, füllte die Gläser, wir zündeten umständlich unsere Zigarren an, stützten die Ellenbogen auf den Tisch und fühlten die Gemütlichkeit wie etwas Warmes und Weiches, das uns einhüllte. Der Major ergriff sein Glas und sagte: »Auf das Wohl der edlen Spenderin.« Wir stießen an und kosteten vorsichtig den Wein.

»Ja, diese Weiber,« fuhr der Major fort, »herrliche Geschöpfe.«

»Das allerdings«, meinte der Oberleutnant und lächelte.

»Na ja,« versetzte der Major, »Sie sagen das wie einer, der sich in der Sache auskennt. Natürlich. Ihr jungen Leute, ihr glaubt alle, Weiberkenner zu sein, ihr glaubt in den Weibern zu lesen wie in eurem Gebetbuch, aber in diesem Gebetbuch stoßt ihr dann auf ein Wort, ist es chinesisches oder sonst was, jedenfalls keiner kann es lesen und verstehen.«

Der Oberleutnant erwiderte nichts, ich aber sagte: »Ach ja, das gehört zur Gemütlichkeit. Wollen wir von den lieben Weibern sprechen.«

»Gut,« versetzte der Major, »soll ich Ihnen mal eine meiner Weibergeschichten erzählen? Schließlich, man ist ältlich, dick und materiell, aber man hat doch auch seine Erfahrungen gehabt.«

»Natürlich erzählen«, rief ich. »Etwas Besseres kann uns nicht geschehn.«

Der Major hob sein Glas gegen die Flamme der Kerze hinauf und versenkte sich sinnend einige Augenblicke in den rubinroten Schein des Weines, dann trank er den Wein langsam aus.

»Es ist ein wenig lange her,« hub er an, »daß die Geschichte passierte. Ich war noch nicht ganz 20 Jahre alt und war eben Leutnant geworden. Nun, Sie wissen ja, das ist ein Lebensaugenblick, in dem wir am zufriedensten mit uns und der Welt sind. Ich glaube nicht, daß irgend jemanden ein größeres Hochgefühl beseelt als einen frisch gebackenen Leutnant. Ich war einer Einladung zu den Herbstjagden in ein Schloß gefolgt. Das war dort ein Leben, wie es solch einem jungen Hunde, dem die Lebenslust bis in die Fingerspitzen hinein brennt, nur träumen kann. Ein herrliches Schloß, vorzügliche Aufnahme, glänzende Jagd, dazu eine zahlreiche auserlesene Gesellschaft, Musik, Tanz, kurz alles, was ein Leutnantsherr nur wünschen kann. Dazu kam, und das war mir damals das Wichtigste, daß die Gesellschaft zum Teil aus einem Kreis wunderschöner Frauen bestand. Es geht uns allen wohl so, daß, wenn wir älter werden, es uns scheint, als

habe es in unserer Jugend mehr schöne Frauen gegeben als in der Gegenwart. Das kommt wohl davon, daß zwanzigjährige Augen doch anders gebaut sind als vierzigjährige. Die schönste aber der schönen Frauen war eine Gräfin mit polnischem Namen, sie stammte jedoch von weiter unten her, war sie Rumänin oder Griechin, ich weiß es nicht, aber sie hatte jene langgeschnittenen dunklen Augen mit dem feuchten Edelsteinglanz, wie wir sie bei Orientalinnen finden. Ihr Gesicht war immer alabasterweiß, und ihr Mund, der in seltsam bewegliche spitze Winkel auslief, hatte die röttesten Lippen. Auch ihr Gang war seltsam sinnberückend. Gewöhnlich langsam, ein wenig träge und schwankend, kam zuweilen eine plötzliche hurtige Beweglichkeit in ihn, so daß es schien, als liefe dann ein leichter Schauer durch die weichen Falten ihrer Kleider. Ich mußte an eine Forelle denken, die träge im Sonnenschein dahinschwimmt und dann plötzlich mit einer Wendung pfeilschnell dahinschießt. Natürlich waren alle in die schöne Gräfin verliebt, und das wollte sie, es war, als lebte sie erst auf, wenn bewundernde und begehrende Männeraugen auf ihr ruhten. Selbst unser Kommandeur konnte ihr nicht widerstehen. Er rückte gern seinen Stuhl nah an den ihren heran und starrte sie mit seinen hervortretenden blauen Augen unverwandt an. Sie lächelte dann, legte ihre Hand leicht auf seinen Arm und sagte: ›Wie liebenswürdig, Herr Oberstleutnant, ist es von Ihnen, sich zu mir zu setzen. Man fühlt sich so sicher, wenn man neben dem lieben Gott des Regiments sitzt.‹

Überraschend für mich und auch für die anderen war es, daß die Gräfin vor allem mich mit ihrer Gunst beehrte. Ich war ein hübscher Junge, und ich wußte das, so was weiß man immer, und Sie kennen ja das selber, das machte mir viel Vergnügen. Allein, über diesen Erfolg war ich selbst ein wenig erstaunt. Die Gräfin zeichnete mich überall aus, sie ging mit mir in den Alleen des Gartens und sprach von innigen Dingen, sprach davon,

daß sie nie glücklich gewesen sei, sprach davon, daß eine große Leidenschaft das einzige sei, das das Leben lebenswert mache, nannte das Leben einen Traum und ähnliches. So was geht natürlich ins Blut und steigt zu Kopf, wenn eine dunkle, ein wenig singende Frauenstimme es zu einem spricht. Ich empfand das wohl, aber, ich war noch jung und ungeschickt, diese schönen, geheimnisvollen Reden, dies Alleinsein mit der herrlichen Frau, es machte mich befangen, ich glaubte, ich müsse auch etwas sagen, etwas Schönes und Geheimnisvolles, und doch fiel mir nichts ein. Zuweilen schwieg die Gräfin und schaute mich mit ihren Edelsteinaugen wie erwartungsvoll an, und ich fühlte, daß ich jetzt etwas tun, etwas sagen mußte, und dennoch tat ich nichts und sagte nichts und war erleichtert, wenn das Zusammensein mit der schönen Frau unterbrochen wurde. Natürlich war ich stolz auf all das, sah mich von den anderen beneidet und kam mir selber sehr interessant vor, so recht mit dem Herzen jedoch war ich nicht dabei. Ich war nämlich schon verliebt, und zwar in Milli, die Tochter des Hauses. Milli war eben erwachsen, hatte zuweilen ein wenig eckige, kindliche Bewegungen. In ihrem runden Gesichte saßen runde graue Augen, und ihr schmaler Mund konnte seltsam spöttisch lächeln. Milli war nicht so schön wie die Gräfin, aber in Milli verliebt zu sein war heiterer und gemütlicher.

Eines Abends stand der Vollmond über dem Garten und beschien hell die Gartenwege. Das reizte die Gräfin. Sie rief nach ihrem Schal und behauptete, sie müsse in den Mondschein hinaus, und zwar mit mir. »Kommen Sie, Leutnant«, sagte sie, wie eine Königin, die ihrem Pagen befiehlt, ihr zu folgen. So gingen wir in den Garten hinaus. Als sei es gestern gewesen, so spüre ich heute noch die Frostluft, rieche den Duft der Herbstblätter, ein Duft nach Feuchtigkeit und Vanille, der mich in der Jugend stets zu Erlebnissen und Abenteuern anregte. Am Wegrande



standen schwarz die Dahlienstengel und senkten ihre vom Frost verbrannten Blütenköpfe, irgendwo dufteten noch verspätete Reseden. Die Gräfin schritt schweigend neben mir her, ihr vom dunklen Schal umrahmtes Gesicht hob sie zum Monde auf, und es erschien seltsam weiß, ein Weiß, wie mattes Silber es zuweilen hat, hinter ihr raschelte leise die Schleppe ihres Kleides über die welken Blätter. Mir war verteufelt wunderbarlich zu Mut, so unirdisch, fast gespenstisch, aber wie einem Gespenst, in dem das Leben noch heiß genug kocht. Endlich begann die Gräfin zu sprechen mit ihrer dunklen, singenden Stimme: ›So ist es gut, solche Augenblicke sind die einzigen, die zählen, alles andere ist schwer und häßlich, wir müssen uns dem Leben entrückt fühlen, nur dann wird uns leicht. Uns muß sein, als gingen wir durch einen Traum. Ja, im Traum sind wir zuweilen glücklich! Haben Sie nicht auch zuweilen geträumt, Sie gehen einen Weg entlang, der hell beschienen ist von bleichem Traumlicht und in Ihrem Herzen brennt eine seelische Erwartung, denn Sie wissen, etwas kommt auf Sie zu, ein Glück, und Sie gehen ihm entgegen — das sind Augenblicke, in denen ich sterben könnte, fürchten Sie sich vor dem Tode?‹

›Nein‹, sagte ich brav.

›Natürlich, Sie sind Soldat,‹ fuhr sie fort, ›ich fürchte mich vor dem Tode, er ist dunkel und einsam, aber mitten in einem glücklichen Traume könnte ich sterben; nur zu zweien müßte man träumen können und zu zweien sterben, nicht wahr, fühlen Sie das nicht auch?‹

Sie war stehengeblieben und schaute mich an, das Mondlicht erweckte in dem tiefen Schwarz ihrer Augen kleine goldene Blitze. Die zauberhafte Stimmung war für mich dahin, denn ich dachte jetzt nur daran, was sagt man in solch einem Fall. Ich strich über meinen Schnurrbart und sagte: ›Allerdings, Frau Gräfin.‹ — ›Sie sind noch jung,‹ sagte sie, ›und wenn wir

jung sind, machen große Gefühle uns still.« Dann fröstelte sie ein wenig, zog den Schal fester um sich, und wir gingen dem Hause zu. Im Wohnzimmer empfing man uns mit neugierigen, gespannten Blicken, die Gräfin jedoch setzte sich zu dem Oberst und begann unbefangen dem alten Herrn den Kopf zu verdrehen. Ich schaute zu Milli hinüber. Sie lächelte ein spöttisches Lächeln, aber ihre Augen erschienen mir größer als sonst, und es war mir, als schimmerten sie feucht. Das arme Kind tat mir leid, und ich fühlte, daß ich trotz der Gräfin doch nur Milli liebte. Später, als die Damen sich zurückgezogen hatten, blieben die Herren noch beisammen und sprachen von Jagd und Weibern. Mir jedoch war, ich weiß nicht warum, so katzenjämmerlich zu Mute, daß ich mich fortstahl, um mich niederzulegen und alles zu vergessen, denn das kann man ja in den Jahren. Um in mein Zimmer zu gelangen, mußte ich eine Treppe hinaufsteigen und einen langen Korridor hinabgehen, an dessen Ende ein großes rundes Fenster sich befand, durch das jetzt hell der Mond hereinschien. Als ich bis zu meiner Tür gekommen war, hörte ich etwas hinter mir rauschen, sah etwas Weißes auf mich zuflattern, zwei Arme umfingen mich, ein süßer Duft von weißem Flieder wehte mir entgegen, ein Mund küßte mich — ich war wie gelähmt, und dann, Sie werden es nicht begreifen, meine Herren, dann zog ich den Arm, der mich umschlang, von meinem Halse fort und sagte, ja, ich sagte das wirklich: ›Gräfin, Sie werden sich erkälten.« Einen Augenblick noch stand die weiße Gestalt vor mir, ich sah im Mondlicht das bleiche, im Zorn wunderbar schöne Gesicht, hörte ein kurzes Lachen, dann flatterte die weiße Gestalt wieder davon. Ich ging in mein Zimmer, setzte mich auf mein Bett und fühlte mich elend. Ich schämte mich vor mir selber, denn Sie wissen, in jenen Jahren schmerzt nichts empfindlicher als der Gedanke, lächerlich zu sein. In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen.

Am Morgen mußte ich früh heraus, denn es war Jagdtag. Die Gesellschaft fand ich bereits im Frühstückszimmer, angeregt von der angenehmen Jagderwartung. Auch die Gräfin war da, denn sie war eine leidenschaftliche Jägerin. Sie sah schön aus in ihrem dunkelgrünen, pelzverbrämten Kostüm, das Pelzbarett auf dem Kopf. Sie schüttelte mir kameradschaftlich die Hand, dann ging es hinaus. In der Nacht hatte es gefroren, und noch jetzt brannte die Luft mir auf den Backen. Das erfrischte mich, meine Wirren und Sorgen begannen der schönen Jagdfeierlichkeit Platz zu machen. Schweigend gingen wir in langem Zuge durch den Wald, um uns die Stände anweisen zu lassen, der meine befand sich unter einer alten Tanne. Ich lehnte mich mit dem Rücken an den mächtigen Stamm, machte mein Gewehr bereit, und nun begann das köstliche Warten. Durch die Bäume hindurch konnte ich auf dem nächsten Stande die Gräfin sehen. Regungslos stand sie da und hielt ihr Gewehr vor sich hin; eine schlanke, grüne Gestalt. Nun erschollen das Waldhorn und die Stimmen der Treiber, da wurde ich ganz Aug und Ohr, ganz Aufmerksamkeit, ganz Raubtier.

Plötzlich erklang ein Schuß, ein Wild konnte ich nicht sehen, aber ein seltsames Geräusch dicht bei mir am Stamm der Tanne machte, daß ich mich schnell umwand. Und wirklich, der ganze Schuß saß in dem Stamm der Tanne, ja ein Rehposten hatte sogar ein Loch in den Ärmel meiner Jagdjoppe gerissen. Ich starrte darauf hin, ich begriff nicht, und dann — dann verstand ich. Mir wurde ganz heiß, und mein Herz klopfte stärker. War es möglich? Konnte das geschehen — mir geschehen, und ein Gefühl unbändigen Stolzes, ja Hochmuts ergriff mich. So also konnte ich geliebt und gehaßt werden.

Ich spähte zu der Gräfin hinüber, sie stand regungslos da. Das herrliche Weib, ich hätte zu ihr hingehen mögen, um ihr für ihre Tat zu danken, und ich lehnte mich wieder an den Baumstamm

und träumte meiner neuen Würde nach, während ein Fuchs unangefochten vor mir über die Linie setzte. Während der Frühstückspause vermied ich es, in die Nähe der Gräfin zu kommen, ich ging sinnend umher und dachte, wenn die anderen wüßten, was mir begegnet ist, sie würden mich anders anschauen, sie, die nur Alltagserlebnisse zu verzeichnen haben. Die Gräfin war sehr umringt. Ich hörte, wie sie sich beklagte, daß sie heute kein Glück habe, worauf unser Oberst sich zu dem einzig galanten Wortspiel seines Lebens, glaube ich, verstieg. ›Wenn man selbst ein Glück ist,‹ sagte er, ›dann braucht man nicht erst Glück zu haben.‹

Der übrige Teil der Jagd blieb für mich erfolglos, denn ich war zerstreut und schoß schlecht.

Abends bei der Tafel war ich zur Rechten der Gräfin gesetzt worden. Das freute mich, alle Scheu vor der schönen Frau war in mir gewichen, jetzt fühlte ich mich ihr überlegen, sie tat mir leid, wie mußte sie gelitten haben um mich, und ein wunderbares Geheimnis verband mich jetzt mit ihr.

›Sie sind heute nur einmal zum Schuß gekommen,‹ begann ich die Unterhaltung.

›Ja, einmal,‹ sagte die Gräfin, und sie sprach nachlässig und zerstreut, wie Damen mit Herren sprechen, die sie langweilen.

›Aber ohne Resultat,‹ fuhr ich fort.

Die Gräfin zog die Augenbrauen ein wenig in die Höh' und meinte: ›Darauf kommt es doch nicht an. Ich habe die Erregung des Wartens, des Anlegens, Zielens und Schießens gehabt, das ist mir genug; wenn das arme Wild heil davonkommt, so gönne ich es ihm, für mich ist der Fall erledigt, ich hab' mein Teil gehabt. Oder sind Sie von denen, die stets Resultate sehen müssen?‹ Dabei sah sie mich mit ihren Edelsteinaugen kühl und fremd an.

›Resultate sind allerdings wichtig,‹ sagte ich ziemlich verwirrt.

»Resultate«, erwiderte die Gräfin, »sind meist uninteressant. Eine Tat beschließen, sie in sich wachsen fühlen, sie wägen, wie ich einen Ball in der Hand wäge, eh' ich ihn werfe, tun — das kann ein Genuß sein, das kann erlösen — aber was daraus wird.«

Sie zuckte leicht mit den Schultern, wand sich von mir ab, ihrem Herrn zur Linken zu, und fragte ihn, ob er Neapel kenne. Ich aber blieb die Mahlzeit über schweigsam. Das Gefühl der Überlegenheit war fort, nur eines wußte ich, daß ich hier vor etwas stand, an dem ich vergebens herumraten würde. Den nächsten Morgen reiste die Gräfin ab.

So meine Herren, das ist die Geschichte meiner Feuertaufe, und nun wollen wir zu Bette gehn, ich fürchte, ich habe diesen kostbaren Augenblick durch meine Geschichte schon zu lange hinausgeschoben.«

»Seltsam,« sagte der Oberleutnant sinnend, »aber ich habe das stets gewußt, über die Frauen dürfen wir nicht nachdenken, das verwirrt nur, wir müssen sie über uns ergehen lassen wie das Schicksal — und das Schicksal verstehn wir auch nicht.«